

SEITE 1 _____

POLITIK _____

DOSSIER _____

GESCHICHTE _____

FUSSBALL _____

WIRTSCHAFT _____

WISSEN _____

FEUILLETON _____

GLAUBEN & ZWEIFELN _____

REISEN SPEZIAL _____

Z

**BUNT**

Stefan Muntwyler sammelt Farbstoffe und Pigmente aus aller Welt

VON WOLFGANG GEHRMANN

Z

**GELB**

Die wichtigste Farbe in China ist Gelb. Aber warum?

VON CHRISTIAN SCHÜLE

Z

CHANCEN _____

KINDER- & JUGENDBUCH _____

KINDERZEIT _____

Malkasten der Erde

Stefan Muntwyler sammelt Farbstoffe und Pigmente aus aller Welt – vom Frankfurter Fleischocker bis zum Baarer Höllgrotten-Weiß. WOLFGANG GEHRMANN besucht den Künstler in seinem Schweizer Atelier



Stefan Muntwylers Vitrinen mit Farbproben sind bunter als ein Regenbogen



Einen seiner größten Schätze zeigt der Künstler hier: Ultramarin aus Lapislazuli



Auf Ordnung legt er großen Wert. Hunderte von Kästen und Schachteln hat er in den Regalen und unter Arbeitsflächen gestapelt, in Schubfächern und Containern, und alle sind mit akkuraten, feinen Lettern von Hand beschriftet: Purpur, Alabaster, Seekreide. Dennoch kann Stefan Muntwyler die hölzerne Kiste mit dem Ultramarin auf Anhieb nicht finden. Er hat umgebaut, und darum sieht sein Atelier derzeit aus wie ein Warenlager bei der Inventur. Erst wenn alles am richtigen Platz ist, wird die Welt wieder in Ordnung sein – und das kann man wörtlich nehmen: Muntwyler sammelt tatsächlich die Welt, und zwar in Farben.

Der 58-jährige Schweizer ist Künstler und sieht auch so aus, feingliedrig und schlank, mit schulterlangem blondem Schopf. Die Hände tragen Spuren des ständigen Kontakts mit Farben. Aber mehr noch als Kunstmaler ist Muntwyler ein Sammler und Erforscher natürlicher Pigmente. Sein Atelier in Windisch nahe Zürich ist vor allem eine Farbküche. Was er dort in sauberlich markierten Kartons und Gläsern aufbewahrt, sind Steinbrocken, Erdklumpen, leuchtende Pulver und Pasten. Das Material hat aus aller Welt hierhergefunden.

Stefan Muntwyler: Viele Farben tragen ihre Herkunft sogar im Namen: Burgunder Ocker, Terra di Siena, Rügener Kreide ... Es gibt Gegenden, die sind von einer bestimmten Naturfarbe regelrecht geprägt.

DIE ZEIT: Als Skandinavientourist kennt man zum Beispiel Falunrot – das dunkle Rot, in dem die Holzhäuser in Schweden gestrichen sind.

Muntwyler: Ein gutes Beispiel. Das Pigment stammt aus den Erzgruben von Falun. Es ist ein Eisenoxid, das als Nebenprodukt bei der Erzgewinnung entsteht. In derselben Region hat man übrigens auch Kupfer

abgebaut, und in den Oxidationszonen der Lagerstätten, wo die Minerale durch Kontakt mit Sauerstoff verwittern, fand man ein Kupfercarbonat, aus dem das begehrte Malachitgrün gewonnen wurde. Heute stammt dieses Pigment vor allem aus Namibia und dem Kongo.

ZEIT: Welche mineralischen Pigmente gibt es denn so auf der Welt?

Muntwyler: Das wäre eine endlose Liste. Bayerische Grüne Erde aus Benediktbeuren, Umbra aus Zypern, Türkis aus Arizona und Tibet, Kreiden aus der Champagne ... Ein besonders interessanter Farbstoff ist sicher Ultramarin.

Der Farbforscher hat die gesuchte Kiste endlich unter einem Regal gefunden und zieht sie hervor. Er hebt den vernagelten Deckel mit einem Schraubendreher auf. Zum Vorschein kommt ein blaues Pulver von respektgebietender Farbintensität.

Muntwyler: Das Pigment wird aus Lapislazuli gewonnen, aus zermahlenem Edelstein. Es gibt weltweit nur wenige Vorkommen. Die größten und ältesten liegen im westlichen Hindukusch in Afghanistan. Schon Marco Polo hat im 13. Jahrhundert einen Abstecher in die Gruben dort gemacht. Das Pandschir-Tal war nicht nur wegen seiner strategischen Lage immer wichtig, sondern auch wegen des kostbaren Rohstoffs, der gegen Waffen und Kriegsgerät getauscht wurde. Ein paar jüngere Funde minderer Qualität gibt es bei Ovalle in Chile, am Baikalsee in Russland und im Cascade Canyon in Kalifornien.

Viele Gegenden, aus denen seine Pigmente stammen, hat Muntwyler nicht persönlich besucht. Dennoch kennt er sie sehr gut: Er hat alles über sie gelesen oder sich mit Experten darüber ausgetauscht. Hier und da hat er auch selbst gebuddelt. Vor allem im italienischen Apulien, wo

seine Liebe zu natürlichen Farbstoffen geweckt wurde.



Grube in Otranto, Apulien

Muntwylar: Als Student an der Kunstgewerbeschule Zürich fand ich Erdtöne stumpf und dreckig. Aber bei einer Studienreise nach Otranto, Apulien, bin ich 1979 auf eine Bauxitgrube gestoßen, deren tiefes Rot mich beeindruckte. Am Wochenende, als niemand gearbeitet hat, bin ich über den Zaun geklettert – und war überwältigt: Erde von dunklem Rostrot bis hellem Rosa; dunkler und hellgelber Ocker; kristallines Schwarz; weißes Gestein. Eine ungewöhnlich große Palette von Ablagerungen. Erst später begriff ich, dass ich dort wohl sämtliche Urfarben gefunden habe. Solche Pigmente haben schon meine prähistorischen Kollegen in den Höhlen von Lascaux und Altamira verwendet. Dieses Erlebnis hat meine Malerei völlig verändert, und seitdem ist das Sammeln von Farben meine Leidenschaft.

ZEIT: Haben Sie aus der Grube gleich ein paar Andenken mitgenommen?

Muntwylar: Klar! Ich habe mit einem Essbesteck im Boden gegraben und hatte schließlich rund dreißig Farbproben, die ich zerkleinerte und in Plastiksäckchen verpackte. Schwierig war es nur, sie auf der Heimreise durch den Zoll zu bringen. Die Beamten argwöhnten, dass ich Drogen schmuggeln wolle, ich musste Päckchen für Päckchen auswickeln. Am Ende waren sie aber überzeugt und haben mir amtliche Siegel auf meine Sammlung geklebt.

ZEIT: Findet man Naturpigmente meist in Erden, Gestein und Mineralien, so wie Sie in Otranto?

Muntwylar: Nicht nur. In Apulien etwa wurde im Mittelalter auch Purpur hergestellt. Dieser Farbstoff stammt aus dem Sekret von Meeresschnecken. Für ein Gramm muss man fast 10 000 Schnecken zerstampfen. Entsprechend hoch war der Preis, deshalb blieb die Farbe

früher römischen Senatoren, Kaisern und Kardinälen vorbehalten. Heute kommt Schneckenpurpur aus Südfrankreich, Japan und Norwegen, und ein Gramm kostet gut 2000 Euro.

ZEIT: Außer solchen tierischen Farbstoffen gab und gibt es sicher auch noch Pflanzenfarben.

Muntwyl: Da ist zum Beispiel Kurkuma, Gelbwurz aus Indien, China und Java. Oder Türkischrot aus der Krappwurzel. Und haben Sie mal vom Goldenen Vlies in Thüringen gehört? So hieß die Gegend um Erfurt vom 13. bis 17. Jahrhundert. »Golden«, weil dort auf großen Flächen der gelb blühende Färberwaid angebaut wurde. Aus dessen Blättern gewann man eine Waidpaste und versetzte diese mit Alkohol und Urin. Dann tauchte man weiße Leinentücher in die Brühe, legte sie auf Wiesen aus und wartete, bis das »blaue Wunder« geschah: An der Luft färbten sich die Stoffe durch Oxidation binnen zweier Tage blau.

ZEIT: Die Straßenbezeichnung Waidmarkt findet man noch heute hier und da in Städten. Aber sonst ist von diesem Wirtschaftszweig wohl nichts geblieben ...

Muntwyl: Als Vasco da Gama Ende des 15. Jahrhunderts den Seeweg nach Indien entdeckte, wurde die Waidwirtschaft vom Indigo verdrängt. Die Blätter der Indigosträucher gaben den Farbstoff in höherer Konzentration her. Die Briten legten in ihrer Kolonie große Plantagen an, auf denen Sklaven schufteten. Die Franzosen machten Ähnliches in ihrer nordamerikanischen Kolonie Louisiana. In Charleston wurden Sklaven sogar direkt gegen Indigo getauscht. 1878 gelang es Adolf von Baeyer dann, eine blaue Anilinfarbe zu synthetisieren; und knapp zwanzig Jahre später stellten Hoechst und BASF den Farbstoff großindustriell her – und billiger.



In seinem Atelier liegt halb Deutschland in Farben: Frankfurter Fleischocker, Troschenreuther Rötel, Geisenheimer Kaolin, Benediktbeurer Grün



ZEIT: ... der Beginn der chemischen Industrie in Deutschland. Pigmente und Farben: Geht es dabei immer auch um Geld?

Muntwyler: Allerdings! Hinter vielen Pigmenten stecken Wirtschaftsgeschichten. Erfolgsstorys und Dramen sind mit ihnen verbunden, denn Farben werden oft aus Nebenprodukten von Bodenschätzen gewonnen. Das Kupfer aus Falun und weitere Rohstoffe machten Schweden im 17. Jahrhundert zur Großmacht. Zypern hingegen, das die größten Kupfer- und Malachitvorkommen im Mittelmeerraum besitzt, wurde deswegen immer wieder Ziel von Besatzern. Und schauen Sie sich an, was im Kongo passiert. Kein Land der Erde ist so reich an gefragten Mineralien, und um die wird brutal gekämpft. Hauptsächlich geht es dabei um Bodenschätze, klar – aber wo die involviert sind, geht es oft auch um Farben.

Die Rohstoffe seiner Heimat kennt Muntwyler besonders gut. Und natürlich sammelt er auch sie: Wieder kramt er ein paar Schachteln hervor. Darin sind Pigmente aus dem Kanton Zug – Menzinger Steinkohle-Anthrazit, Baarer Höllgrotten-Weiß, Zuger Stadttunnel-Grau und weitere. Muntwyler hat daraus Malkästen herstellen lassen, die er an Künstler verkauft. Zurzeit ist er in ähnlicher Mission im Kanton Aargau unterwegs, und in der Bundesrepublik. In seinem Atelier liegt halb Deutschland in Farben: Frankfurter Fleischocker, Troschenreuther Rötel, Geisenheimer Kaolin, Benediktbeurer Grün.

ZEIT: Interessieren Sie Regionen und Orte eigentlich nur als Lieferanten von Pigmenten, oder bieten sie Ihnen gleichzeitig Motive für Ihre Kunst?

Muntwyler: Natürlich habe ich auch Landschaften gemalt, die ich besucht habe. Den Mohnfeldern Apuliens zum Beispiel habe ich meine Serie *Wie rot der Mohn ist* gewidmet. Und zurück im Atelier, habe ich eine weitere

Serie begonnen, *Wie tief das Meer ist*. Der Ozean ist mir mit synthetischem Ultramarin und Preußischblau ganz gut gelungen. Verzweifelt bin ich aber beim Versuch, den apulischen Himmel zu malen – seine Klarheit und Transparenz habe ich einfach nicht hinbekommen.

ZEIT: Was haben Sie gemacht?

Muntwyler: Ein Malerfreund wusste schließlich die Lösung – Manganblau. Die Farbe wurde damals, 1987, schon nicht mehr hergestellt, aber ein kleiner Betrieb hatte noch Restbestände. Ich habe gleich ein Kilo gekauft. Erst später wurde mir klar: Auf der Verpackung hätte ein Totenkopf abgebildet sein müssen! Das Zeug ist giftig. Aber meinen Himmel habe ich damit hinbekommen; und ich war so begeistert, dass ich von da an nur noch monochrome Flächen gemalt habe.

ZEIT: Das war aber eine synthetische Farbe?

Muntwyler: Ja, trotzdem war sie schön. Meine Liebe gehört allerdings den natürlichen Pigmenten.

ZEIT: Was fasziniert Sie eigentlich so an ihnen?

Der Künstler legt auf seinen Arbeitstisch ein Blatt Papier, auf das mehrere Lasurschichten einer Farbe aufgetragen sind. Dann stellt er eine Lupe darauf. Der Blick durch sie ist fast so, als schaue man ins Universum: Man erkennt einen dreidimensionalen Kosmos, in dessen unendlich scheinender Tiefe es funkelt und glitzert.

Muntwyler: Es ist in der Tat die Tiefe des natürlichen Ultramarins aus Lapislazuli, die Sie da sehen. Was hier schimmert, sind Kristalle von Pyrit, auch Katzensgold genannt, Calcit und Quarzkörner – diese Naturfarbe ist also wirklich dreidimensional. Keine synthetische Farbe würde diese Tiefe erreichen.

ZEIT: Warum?

Muntwyler: Weil die synthetische Farbe homogener ist und ihre Pigmente kleiner sind.



Dreißig Schichten hat Muntwyler in der Marienkirche nach und nach binnen sieben Wochen aufgetragen

Zum Schluss will Muntwyler mir noch das größte Werk zeigen, das er geschaffen hat. Wir verlassen das Atelier und spazieren eine Viertelstunde lang zur Marienkirche – einem modernen Sechziger-Jahre-Bau, der dennoch gut neben die Relikte eines römischen Amphitheaters auf einem Hügel passt. Drinnen deutet der Künstler auf eine Trennwand zwischen Kirche und Kapelle, die er vor neun Jahren bemalt hat: Dreißig Schichten hat er nach und nach binnen sieben Wochen aufgetragen, sodass sich nun über ganze 27 Quadratmeter ein sattes Blau erstreckt. Ziemlich dunkel, und auf jeden Fall eine schöne Farbe.

Muntwyler: Die Fläche ist mit natürlichen Mineralpigmenten lasiert, reinem Ultramarin. Die Farbe deckt kaum, deshalb die vielen Schichten. Insgesamt habe ich etwa zehn Kilo verbraucht. Der Gemeinderat musste 15 000 Euro Materialkosten genehmigen.

ZEIT: War so viel Aufwand denn nötig?

Muntwyler: So verständnislos wie Sie hat auch der Bauleiter reagiert. Man könne doch einen Kübel Wandfarbe aus dem Baumarkt nehmen, schlug er vor – einmal drüber, und fertig! Kann man aber nicht. Zumindest, wenn man dasselbe Ergebnis erzielen will. Ultramarin hat eine geheimnisvolle Fähigkeit. Es leuchtet sogar noch im Halbdunkel, weil die vielen Bruchflächen der Pigmentkörner selbst schwaches Licht reflektieren können. Die Farbe beginnt schon im Morgengrauen zu strahlen und steht abends sehr lange. Lassen Sie sich Zeit, und warten Sie, bis Ihre Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt haben.



**www.stefanmuntwyler-
pigmente.ch**

Tatsächlich kommt bald Leben in das Blau. Auf der monochrom erscheinenden Fläche werden Strukturen sichtbar, immer mehr Schattierungen, als sei sie ein leicht verhangener Nachthimmel. Und auf einmal gehen darin die Sterne auf.

Fotos (Ausschnitte, v.o.): René Röheli; Stefan Muntwyler (2); Martin Linsi; René Röheli (3)